Kleine Rundschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **8 (1940-1941)**

Heft 7

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Blick in die Zeit

An der Frage, was vorzukehren sei, um die Einrichtungen unseres Staates oder gar die Staatsform als solche der Zeit anzupassen, übt sich der Scharfsinn vieler Zeitgenossen. Köpfe und Federn haben sich in Bewegung gesetzt um darzutun, dass wir einer Anpassung bedürftig seien, und es sind auch solche darunter, die bei dieser Feststellung nicht stehen bleiben, sondern ernstlich sich mühen, „dem Neuen", das kommen soll, Gestalt zu geben. Man darf sich freuen über diese Zeugnisse lebendiger Aufgeschlossenheit. Man soll aber auch die Stillen im Lande nicht verdächtigen oder schelten, die bewusst und beharrlich am Bestehenden samt seinen Mängeln festhalten wollen, weil ihnen die Nacht zu finster und der Boden zu schwankend erscheint, um heute schon auf der Suche nach Neuland das Haus zu verlassen. Denn es gilt vorerst dieses Haus, so wie es ist, durch den Sturm hindurchzuretten.

Von der Staatsform reden sie, von Gesetz und Recht und von der Organisation des Zusammenlebens im Staate, weniger leider von dem, was den Inhalt des Staates ausmacht. Im Buchstaben der Verfassung soll unsere Demokratie erneuert werden, nicht in ihrem Geiste. Die Institutionen will man zuerst ändern, dann erst die Menschen; denn es ist offenbar einfacher, jene zu biegen als diese zu bessern. Und doch ist jede Staatsform, ist jede staatliche Einrichtung nicht mehr wert als die Menschen, die sie anwenden sollen. Diese Wahrheit gewinnt um so mehr Gewicht, je stärker wir dem Ruf nach vermehrter Verantwortung des Einzelnen im Staate nachgeben. Und wir müssen ihm folgen, vorerst aber die unabdingbaren Voraussetzungen dazu schaffen. Ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit mag erläutern, was gemeint ist. Die Idee eines eidgenössischen Landammanns hat vielerorts gezündet, weil man darin eine glückliche Verbindung althergebrachten, in den Kantonen wurzelnden Gedankengutes mit den neuen Forderungen nach einer stärkeren „autoritären" Staatsspitze zu erkennen meinte. Die bekannte „Audienz-Affäre" unseres Bundespräsidenten aber hat genügt, um die Gemüter zu ernüchtern, mehr als dies alle staatsrechtlichen Einwände zu erreichen vermocht hätten. Warum? Weil sichtbarer als erwünscht in Erscheinung trat, dass man von vermehrten Kompetenzen eben „so oder so" Gebrauch machen kann. Ein Landammann im engen Zaun sichernder Rechts- und Verhaltungsvorschriften wäre kein Landammann, und die „rechtsfreie Sphäre" nimmt notwendigerweise gerade dort, wo Entscheidungen fallen, einen breiten Raum ein. Je höher wir in der staatlichen Hierarchie klettern, um so weniger kommen wir ohne Vertrauen in den Träger der Macht aus.

Diese allgemeinen Vorbehalte durften dem Hinweis auf fünf Aufsätze

wohl vorangestellt werden, die sich mit der Staatsreform im weiteren Sinne befassen. Denn wir wollen uns davor hüten, ob der Beschäftigung mit dem Neubau unseres Staates das Wesentliche und Entscheidende — Gesinnung und Charakterfestigkeit des Bürgers und der Behörden — aus den Augen zu verlieren. Sonst verbrauchen wir uns in abenteuerlichen Spekulationen, dieweil der Mörtel in den Mauern rieselt...

Von der wirtschafts- und sozialpolitischen Seite her tritt Heinrich Wehrli an die Probleme der Zeit heran. Es sind Gedanken des letzten Jahrzehnts, die er in seiner Schrift „Arbeit und Familie" (bei Leemann & Co. in Zürich erschienen) niedergelegt hat. Sein Hauptanliegen ist dies: dass der Verteidigung unserer Grenzen die Verteidigung der Lebenskraft unseres Volkes zur Seite gestellt werde. Es hätte, meint er, wenig Wert, unseren Staat mit den grössten Opfern lediglich für fremde Einwanderer zu erhalten, die die Lücken, welche in unserer Bevölkerung entstehen, wieder ausfüllten. Darum setzt sich Wehrli für die wirtschaftliche wie auch für die politische Stärkung der Familie ein, als Mittel auch für die Hebung der Geburtenziffer. Als Wege zu diesem Ziel nennt und erläutert er das Familienstimmrecht, den Familienlohn und die Sozialisierung der Steuergesetzgebung derart, dass bei der Erhebung der direkten und der Erbschaftssteuern in verstärktem Masse auf Vorhandensein und Grösse einer Familie abgestellt wird. Schöne, beherzigenswerte Gedanken über die Verantwortung in der Wirtschaft, über den Eigenwert der Gross- und Kleinbetriebe, über die Exportindustrie leiten über zum zweiten Kernstück des Aufsatzes: die Arbeitsbeschaffung. Die bisherige Methode der staatlichen Notstandsarbeiten und der zusätzlichen, vom Staate subventionierten privaten Bautätigkeit möchte Wehrli durch ein neues „System der Arbeitsscheine" ablösen, dessen Ziel es wäre, die ganze Arbeitsbeschaffung der Privatwirtschaft zu übertragen und „alle aufbauenden Kräfte des Landes, jeden einzelnen im Rahmen seiner Möglichkeiten und Ideen" dafür zu mobilisieren. Das System ist zu kompliziert, als dass es hier auf engem Raum erläutert werden könnte und seine praktischen Auswirkungen sind wohl selbst vom Fachmann schwer abzuschätzen. Als Grundgedanke darf vielleicht diese Formulierung versucht werden: der Satz, dass Arbeit Kapital ist, findet in Arbeitsscheinen, die für geleistete Arbeit ausgehändigt werden, sichtbaren Ausdruck. Mit diesen Scheinen kommt neben dem Geld eine Art „Arbeits-Währung" in Umlauf, die durch ein besonderes Umlageverfahren das Interesse eines jeden an einer „rationellen" Beschäftigung des andern weckt und fördert. Wehrli ist sehr zuversichtlich. „Beim neuen System kann man mit Sicherheit damit rechnen, dass sich die Zahl der Arbeitslosen vermindern und dass ein wesentlicher Teil derselben in einer Weise beschäftigt wird, die mehr wirkliche Werte hervorbringt, als beim System der vergangenen zwanzig Jahre geschaffen wurden."

Stark von sozial-ethischem Gedankengut durchsetzt ist eine wirtschaftspolitische Arbeit von J. Mussard, der unter dem Titel „Neue Wege?" den Versuch zur Formulierung eines modernen Sozialismus unternimmt. Dem Postulat des Klassenkampfes entzieht der Direktor der General Mo-

tors Automobilwerke in Biel gleich vorweg den Boden mit der Feststellung, dass die Sehnsucht nach Erfüllung des christlichen Gebots „Liebet eure Feinde" oder des Gebotes Buddhas „Habet Wohlwollen für den Feind" in unseren Herzen wieder erwachen werde. „Sicherlich werden Liebe und Wohlwollen einmal Mode werden, wie es heute noch Hass und böser Wille sind." Und gleich darauf lesen wir, „dass der Arbeiter in der Regel uneigennützig und voll Güte für seine Mitmenschen ist, insbesondere auch für seinen Arbeitsgeber und alle sozial Bessergestellten, sofern ihm ein einigermassen menschenwürdiges Dasein gegeben ist." An diese „sozial Bessergestellten" richtet sich denn auch Mussard, wenn er im Rahmen unseres demokratischen Staates eine vernünftigere, gerechtere Wirtschaftsordnung fordert. Zu den praktisch möglichen Zielen gehöre die endgültige Abschaffung der Arbeitslosigkeit und eine rationellere Verteilung des nationalen Einkommens. Diese beiden Postulate seien die Grundpfeiler, auf denen nicht nur der Wohlstand der Arbeiterschaft, sondern auch ein höherer mittlerer Lebensstandard der gesamten Volksgemeinschaft errichtet werden könnten.

In einem Kapitel „Bittere Tatsachen" geisselt Mussard durch eine Reihe, der neuesten Wirtschaftsgeschichte entnommene Exempel das privatwirtschaftliche Denken und Erwerbssystem — die satirische Art der Behandlung ist dem Ernst des Gegenstandes nicht überall ein hinlänglich würdiges Gewand. Mit seiner Kritik zielt Mussard auf die vermehrte Sozialisierung der Wirtschaft. „Die Privatwirtschaft mag bestehen bleiben, wo sie Erfolge aufzuweisen hat und sich produktiv betätigt. Neben diesem, der persönlichen Initiative und dem Wagemut Privater überlassenen Sektor ist das Gebiet gemeinwirtschaftlicher Unternehmungen auszubauen, deren Zweck es ist, die Vollbeschäftigung aller verfügbaren Arbeitskräfte und die Deckung aller reellen Bedürfnisse der Nation sicherzustellen." Für das französische Volksfrontexperiment bricht er in diesem Zusammenhang eine Lanze, mehr hitzig freilich, als überzeugend. Ueberzeugender fällt das Plädoyer für die Schweizerischen Bundesbahnen aus, deren Geschichte er als klassisches Beispiel für die Notwendigkeit der Verstaatlichung hinstellt dann, wenn private Betriebe von nationaler Bedeutung versagen. Auch die Rettung der Escher-Wyss-Werke durch die Stadt Zürich sei ein mustergültiges Beispiel gemeinwirtschaftlicher Intervention. Neben den Konsumvereinen möchte Mussard Produktionskooperativen erstehen lassen als Aufnahmebecken für brachliegende Arbeitskraft. Soziale Hygiene im weitesten Sinn des Wortes, Erhaltung des Lebens statt wirtschaftliche Ratio à tout prix, das ungefähr ist der „neue Sozialismus" nach Mussard.

*

Ueber die Wirtschafts- und Sozialprobleme der Gegenwart und Zukunft hinaus spannt Henry Vallotton den Bogen seiner Essays, die er zu einem schmalen Bändchen, „Die Schweiz von Morgen" (Verkehrsverlag A.G. Zürich) vereinigt hat. Ja, man empfindet gerade die stiefmütterliche Behandlung des „primum vivere" als schmerzliche Lücke, weil im übrigen das Zukunftsgemälde des ehemaligen Nationalratspräsi-

denten recht sehr ins Detail geht. Es ist keine revolutionäre Schrift, beileibe nicht. Vallotton weiss, dass wir anknüpfen, nicht abbrechen müssen. Aber sie zündet auch nicht so recht, trotz der sehr ansprechenden Form, in die der Verfasser seine Gedanken zu kleiden weiss. Das rührt vielleicht davon her, dass die vierzig Thesen aneinander aufgereiht sind wie Perlen an einer Schnur und unter sich der innern Verbindung ermangeln. Vallotton fordert Anstrengungen, die des Beifalls und hoffentlich auch der tatkräftigen Unterstützung aller Schweizer sicher sind. Wir erwähnen aus der Fülle: die Förderung der Familiengründung durch Gewährung zinsloser staatlicher Ehestandsdarlehen; nachdrücklichere seelische und körperliche Jugenderziehung; Verbot des Doppelverdienertums und Einführung einer Altersgrenze für die Würdenträger der öffentlichen Hand; Unterstützung des einheimischen Kunstschaffens. Auf dem Gebiete der staatlichen Organisation: Zulassung der Verfassungsinitiative nur noch als allgemein gehaltener Vorschlag; Erhöhung der erforderlichen Unterschriftenzahl für Referendum und Initiative; Beschneidung der finanziellen Kompetenzen der eidgenössischen Räte; Stärkung der Stellung des Bundesrates im Sinne einer regierenden, nicht bloss verwaltenden Behörde; Rationalisierung der Arbeitsmethoden in der Bundesversammlung.

Als Kernstück postuliert Vallotton die Totalrevision der Bundesverfassung, und zwar zu dem Zwecke, das Verhältnis zwischen Bund und Kantonen neu zu ordnen. „Die Kantone müssen als selbständige Staaten bestehen bleiben, weil schon ihre Verschiedenheit eine Bereicherung des Bundes bedeutet." Leider kranken gerade die Ausführungen über diese Herzensangelegenheit unserer welschen Freunde an einer fast unverzeihlichen Verwirrung der Begriffe. Im Bundesstaat von „souveränen" Kantonen oder gar „Staaten" zu reden, geht nun einmal nicht an, wenn die Rechtsbegriffe „souverän" und „Staat" praktisch noch einen Sinn haben sollen. Wer souveräne Kantone fordert, muss konsequenterweise auch den Staatenbund wollen. Das aber wollen unsere Föderalisten, soweit sie mit beiden Füssen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, nicht. Also gebe man einmal mutig die Fiktion von „souveränen" Kantonen zugunsten der Kantone mit grösstmöglichster Eigengesetzlichkeit und Selbstverwaltung preis. Leider ist die Zeit, in die wir eintreten, auch den temperierten, einsichtigen föderalistischen Postulaten nicht grün. Unsere Kräfte müssen nicht nur auf militärischem, sondern vor allem auch auf wirtschaftlichem und vielleicht auch auf geistigkulturellem Gebiete zentral zusammengefasst werden, wenn wir die Unabhängigkeit der Schweiz durch den Völkersturm hindurchretten wollen. Und damit retten wir auch die Unabhängigkeit der Waadt.

Vom Begründer der „Jungliberalen Bewegung der Schweiz", Erich Lohner, hat die schweizerische Oeffentlichkeit in Rede und Schrift in den letzten zwölf Jahren manche wertvollen Impulse erfahren dürfen. Mit brennendem Herzen hat er an allem teilgenommen, was Stagnation und Rückständigkeit auf staatspolitischem und sozialem Gebiet zu überwinden versprach, und seine Diskussionsbeiträge zeichneten sich immer durch Einfallsreichtum und sachliche Dokumentation, gepaart mit fri-

scher Zugriffigkeit aus. Man gewinnt den Eindruck, dass diesem mutigen Streiter im Kampf bei den „Vätern" nicht das Gehör geschenkt worden ist, das ihm mit Nutzen hätte geschenkt werden dürfen. Für die Dauerhaftigkeit seiner Gesinnung und Gedanken spricht am besten, dass seine „Staatsreform — Zur Neugestaltung des Eidgenössischen Volksstaates", 1938 bei Franke in Bern erschienen, heute inmitten der Inflation erneuerungstüchtiger Literatur, noch lesenswert ist. „Disziplinierte fascistische Staaten rufen disziplinierten demokratischen Staaten. Und wehe denen, die den Ruf der Zeit nicht verstehen! Sie werden von der Dampfwalze des fascistischen Machtapparates zuerst geistig und dann physisch zermalmt werden." Und da stellte denn Lohner — schon vor zwei Jahren — fest, dass der Führung im Bunde Härte und Folgerichtigkeit, aber auch Fülle und Phantasie mangeln. Da die Mehrheitspartei im Staate fehlt, erhebt er den Ruf nach einer weitausholenden Partei des Bauern-, Bürger- und Arbeitervolkes, die den demokratischen Staat tragen und zeitgemäss fortbilden werde. Die Totalrevision der Bundesverfassung müsse im wesentlichen eine eigentliche Staatsreform bringen, die nicht nur den Geboten der Zweckmässigkeit zu folgen, sondern auch den Ansprüchen aus dem Reich des Glaubens und der Iee genügen müsse. Eine Anzahl Reformen sollen den künftigen Eidgenössischen Volksstaat funktionsfähiger machen und sie sollen der Gerechtigkeit besser dienen, worunter zu verstehen ist „die bessere Heranziehung aller Volkskräfte in gleicher Weise zur Erfüllung des Staatszwecks", und „die wirksamere Sicherung der Verfassung vor Verletzungen durch die Bundesbehörden."

Der erhöhten Funktionsfähigkeit des Staates sollen dienen: der Ausbau der Stellung des Bundespräsidenten; die Zusammenfassung der beratenden Organe der Regierung (Staatsrat und Ständerat) mit dem Nationalrat zur einzigen gesetzgebenden Kammer (Bundesversammlung); die Reform der Arbeitsweise der gesetzgebenden Behörden; eine Wahlreform im Sinne einer Wiedereinführung der Mehrheitswahl im Einerwahlkreis. Der Idee der Gerechtigkeit sollen im wesentlichen folgende Neuerungen zur Verwirklichung verhelfen: Erhöhung der Mitgliederzahl des Bundesrates auf neun; Teilnahme von Fachleuten an den Beratungen der Bundesversammlung; klarere und wirksamere Vertretung der Kantone im eigenen Rat, dem Staatsrat; Schaffung einer dauernden Körperschaft der berufsständischen und produktiven Kräfte des Landes mit beratenden Kompetenzen; Proklamierung des Bundespräsidenten zum Hüter der Verfassung; Schaffung eines besondern Rechts- und Verfassungsrates für die Erklärung des Staatsnotstandes; Referendumsrecht des Bundesrats bei Meinungsverschiedenheiten mit der Bundesversammlung. Multum — non multa? Nicht alles ist verwirklichungsreif, und nicht mehr alles ist neu. Aber die ausführlichen Begründungen für die einzelnen Postulate decken Notstände auf, und schon das allein war damals ein Verdienst und ist es geblieben, gleichgültig, ob daraus immer dieselben Folgerungen gezogen werden müssen wie es Lohner tut. Nochmals: es ist immer noch eine lesenswerte Schrift.

An die Wurzeln der Problematik unserer Zeit rückt ein Aufsatz heran,

der im August-Heft der „Schweizerischen Hochschulzeitung" erschienen ist und keinen Geringeren als Bundesrichter Hans Huber zum Verfasser hat. Er rüttelt unter dem Titel „Die neue Ordnung in der Schweiz" an den Fundamenten unseres Staatsgebäudes, an dem, was uns teuer ist und in der Erneuerungsdiskussion bisher als ein ein Noli me tangere sich ausdrücklicher Schonung erfreuen durfte. Im Bestreben, die ewige von der zeitlichen Schweiz zu trennen, das heisst, von jener das zu lösen, was leere Form oder Grund von Ungerechtigkeit und Unzulänglichkeit geworden ist, gelangt er zu der Erkenntnis, dass der sogenannte bürgerliche Rechtsstaat tot sei. Darunter versteht er die staatliche Organisation mit Gewaltentrennung, mit möglichst absoluter Gewährleistung individueller Freiheiten und mit parlamentarischer Gesetzgebung. Am hinfälligsten seien die staatlichen Einrichtungen, die einen Niederschlag von Dogmen der französischen Revolution bildeten. Bald ein Jahrhundert lang hätte uns die Lehre von der Volkssouveränität daran gehindert, das Wesen der Demokratie und der Regierung in der Demokratie zu erkennen. Die Lehre von der Gewaltentrennung sei schuld, dass das Wesen schöpferischer Regierung verkannt und die Regierung ganz in Verwaltung und Rechtsanwendung aufgelöst wurde. Sie sei ferner schuld daran, dass bei der Errichtung des Wirtschaftsstaates die allein sachgemässe Verordnungsgesetzgebung der Regierung gehemmt war. Die viel zu absolute Auffassung der Freiheitsrechte endlich habe uns lange verhindert, ihren Missbrauch zu unterdrücken und zu unterscheiden, ob jene, die sich darauf berufen, auch innerhalb der staatlichen Gemeinschaft stünden. Mit diesen Dogmen sei aufzuräumen, und wir sollten gleichzeitig den Rückweg zur mittelbaren Demokratie antreten, indem wir die demagogische Ueberbordung des Initiativrechts bändigten und das Referendum auf Grundsätze der Gesetzgebung beschränkten. „Rechtsstaat in einem höheren Sinn bleiben wir, wenn wir trotz umwälzender Aenderungen der staatlichen Organisation im Verhaltungsrecht die übernommene Rechtskultur bewahren. Und diese Rechtskultur geht zurück auf einen Rechtsbegriff und eine Idee der Gerechtigkeit, die im Tiefsten christlich sind." Als Weg zu diesem Ziel erscheint Huber der über die Totalrevision der Bundesverfassung als zu beschwerlich, und zudem sei ja die Verfassung selber ein Institut des bürgerlichen Rechtsstaates. „Die neue Ordnung setzt sich selber durch, und auf die Formen kommt es weniger an als früher."

Das sind wuchtige Hammerschläge. Sie dröhnen nicht nur deshalb so laut, weil sie von einem Bundesrichter geführt werden, sondern wohl auch, weil sie zum Teil wirklich auf tönendes Erz fallen. Aber machen denn wirklich die revolutionären Attribute den Rechtsstaat aus, auf den wir als sichersten und letzten Hort unserer staatlichen Existenz bauen? Ist es überhaupt richtig, die Kritik des demokratisch-bürgerlichen Rechtsstaates in eine so enge Verbindung zu bringen mit dem Zusammenbruch der Dritten Republik, in dem man gleichzeitig den Zusammenbruch der Ideale und Postulate der französischen Revolution erblickt? Geht nicht vieles von dem heute als „revolutionär" bezeichneten Ge-

denn
wir
Ist

dankengut auf die Unabhängigkeits- und Verfassungskämpfe in den Vereinigten Staaten zurück, die ihrerseits wieder in der englischen Rechts- und Staatsordnung und damit in einem Boden wurzeln, der heute angesichts des gigantischen Kampfes keineswegs den Eindruck erweckt, als ob er dem Verfall anheimgegeben wäre? Schliesslich: hätte es nicht, um Missdeutungen in der Richtung des „Situationsrechtes" zuvorzukommen, einer deutlicheren Scheidung zwischen dem bedurft, was hinfällig ist an unserem Rechtsstaat und dem, was bestehen bleiben muss? Ich kann mir denken, dass etwa die folgenden Sätze, die Walther Burckhardt im Jahre 1933 geschrieben hat, die beunruhigend radikale Abrechnung Hans Hubers etwas ins Gleichgewicht hätten bringen können: „Unsere kulturell zusammengesetzte Schweiz (und ohne die Verschiedenheit ihrer Stämme wäre sie nicht die Schweiz) kann nicht bestehen ohne die Zuversicht, dass die staatliche Gewalt, sei sie nun organisiert wie sie wolle, sich an Grundsätze halte; also nicht willkürlich verfahre; ohne die Zuversicht, dass die einmal durch die Mehrheit statuierten Gesetze auch von den Behörden gehalten werden und jeder sich darauf berufen und verlassen könne; dass unser Staat ein Rechtsstaat sei und nicht ein Zustand persönlicher Willkür."

Nicolo Biert.

„La colère de Dieu"

Roman von Maurice Zermatten (Edition de la Librairie de l'Université de Fribourg)

Auf einem jener sonnigen Hänge des Wallis liegt das Dörfchen Chelin im Frieden seiner bäuerlichen Arbeit. Oben im Gebirge droht ein sich immer mehrender Stausee, dem der Gletscher keinen Abfluss gewährt, eines Tages durchzubrechen und den Berg als Schlamm und Steine über das Dorf zu schwemmen. Angstvoll sehen die Bauern zu dem Berg hinauf, beobachten jede Bewegung des Wassers und die Zeichen am Himmel, um rechtzeitig die Gefahr abzuwenden. Da beschliesst der Rat — im zweiten Drittel des Romans — den Kampf mit dem Berg aufzunehmen und dem See in mühevoller, lebensgefährlicher Arbeit einen Weg zu bahnen. So zieht ein Trupp von Männern hinauf. Aber zu spät. Das Wasser wirft sich wie eine Sturmflut des jüngsten Tages über die Hänge und verschüttet das Dorf, aus dem die Bevölkerung, von dem Ingenieur Ribordy gewarnt, in letzter Stunde sich auf die höher gelegenen Weiden rettet. Das wäre an sich schon ein Romanmotiv. Zermatten bringt nun aber diese Warnung Gottes noch in Zusammenhang mit dem Treiben der Menschen, die von ihm abgefallen sind. Jene Männer nämlich, die sich zu der beschwerlichen Arbeit melden — und hier liegt ein meisterhafter Zug dieses Romans — haben gar nicht die Absicht, das grosse Werk wirklich zu vollbringen. Sie gehen als Nihilisten und Spötter hinauf, als Verschworene, die da oben in Ruhe ihre weitern Pläne aushecken können. Sie spielen mit dem Göttlichen, mit der höchsten Pflicht und den ewigen menschlichen Ordnungen. So parodieren sie noch eine Messe in

der Alphütte, verbarrikadieren den Eingang einer Kapelle, zu der eine Prozession hinaufpilgert: Zeichen einer aus den Fugen geratenen Welt. Dieses Böse ist in Emile Perraudin verkörpert. Zermatten hat hier eine Figur geschaffen, die in unserer Literatur Bestand haben wird. Er ist der Sohn eines fleissigen Bauern in Chelin. Nachdem sich Emile etwas im Auslande herumgetrieben hat, versucht er nun, einem dunkeln Meister folgend, das ganze Dorf mit seinen Ideen zu vergiften. Er wirkt wie der Antichrist, der Lehm in Brot und Wasser in Wein zu verwandeln verspricht. Ein haltloser Mensch mit einer dämonischen Kraft, einer hinreissenden Art die Jugend aufzurütteln und sie in seinen Bann zu ziehen, durch ausgelassene Vergnügen die Schwere des Lebens und der täglichen Arbeit von ihnen zu nehmen, macht er sich zum Wortführer eines freien, unbelasteten Lebens. Seine Kraft geht soweit, dass er Ernestine von Haus und Kindern wegnimmt, sie zu seiner Geliebten und seinem willenlosen Werkzeug macht. Er beschwört sie, das Haus seines Feindes Troillet anzuzünden und wie die verführte Frau nun unter seinem Bann sich zum Hause schleicht, mit sich kämpfend, zwischen ihrem Gewissen und dem Einfluss Emiles stehend, die Tat vollbringt, ist ein Stück tiefster menschlicher Psychologie. Wie aber Ernestine sich ihm nicht mehr entziehen kann, so unterliegen ihm auch die andern Menschen. Wohl fiel sofort der Verdacht auf ihn, die Bürger tuschelten unter sich, dass nur der junge Perraudin der Brandstifter sein könne, aber „la crainte, l'admiration, la jalousie se mêlaient en eux à une attirance mystérieuse, indéfinissable, qui les poussait obscurément vers lui. Si on leur avait prouvé qu'il était coupable de l'incendie, ils l'eussent peut-être excusé. Il émanait de lui une sorte de magie entraînante qui les séduisait." Und während das Haus brennt, taucht er wie aus dem Nichts auf als einer der kühnsten Helfer bei den Löscharbeiten, verschwindet ebenso unbemerkt wieder, um in der gleichen Nacht einen schon lange geplanten Einbruch in die Sparkasse zu unternehmen, der ihm, wie alles, was er in die Hand nimmt, gelingt. — Wohl erwachen da und dort im Dorfe warnende Stimmen, die Emiles Treiben durchschauen, die in ihm die Verkörperung des Bösen und im drohenden Stausee die warnende Hand Gottes sehen, aber sie dringen gegen die Magie des Verführers nicht durch. Sein eigener Vater, der alte Perraudin, wendet sich an den Dorfpfarrer. Der alte Pfarrer stirbt jedoch und damit räumt das Schicksal wieder ein Hindernis weg. So nimmt das Treiben des Bösen unter dem Schutze fördernder Umstände seinen Fortgang bis zu jenem Tage, da sich Emile Perraudin mit seinen Genossen hinauf zum Stausee begibt, eine Horde von Spöttern und Verschwörern. Und wo Vater Perraudin noch eingreifen will, verfällt er selbst immer wieder dem Zauber seines sündigen Sohnes, sodass er selbst auch nie die Kraft zur wirklichen Tat findet. In dem Augenblick, da Ehebruch, Diebstahl, Brandstiftung und Schändung alles Heiligen den Höhepunkt erreichen, da die heilige Aufgabe der Ablenkung des Stausees zum ironischen Spiel wird, greift der Zorn Gottes ein, der diesem Verbrechen an den ewigen Gesetzen, denen der Mensch eingeordnet ist, ein sündflutartiges Ende setzt.

fällt
er s
bli

In drei Teilen und 22 Kapiteln auf über 400 Seiten entrollt Zermatten die reich verschlungene Handlung. Es mag in der Absicht des Verfassers gelegen haben, dass nicht alle Figuren mit gleicher Intensität gezeichnet sind; dass etwa der gewissenhafte Ingenieur Ribordy nur skizziert ist, die Emile ebenfalls hörige Kellnerin Louise nur im innern Kampf gegen eine uneingestandene Liebe gezeigt wird, so dass auf dem Untergrund der vielen Figuren das in Emile Perraudin verkörperte Böse in epischer Grösse ersteht. Und hierin erweist sich Zermatten als Romanschriftsteller von weitem Atem und jener Kraft und psychologischen Hellsichtigkeit, die es ihm ermöglichen, eine Figur als Ganzes hinzustellen und sie gleichzeitig mosaikartig zu zerlegen. Dabei argumentiert er nie, sondern die Charaktere erstehen handelnd und in kurzen Gesprächen, in denen bestimmte psychologische Situationen gezeigt werden, die immer aufschlussreich sind. So ersteht im Laufe der Handlung dieser Perraudin als ein Gemisch von Haltlosigkeit, Feigheit, Grossrednerei, Faulheit, ephemerer Verwegenheit und destruktivem Tatendrang. Wenn auch dieser Roman aus der Not unserer Zeit bestehen wird, so ist er als Problemstellung und als dichterische Gestaltung zeitenlos. Denn immer wieder wird das Böse erstehen, ausgestattet mit allen magischen Kräften, wird der Antichrist dem Volke eine bessere Welt versprechen, die mühelos zu erringen ist und — wie Mephistopheles den Faust — in Genüsse locken, die es zum willenlosen Instrument der dunkeln Mächte machen. Und keine Vernunft schützt uns davor, denn der Antichrist spricht ebenso schlau zur Ratio wie zu den Instinkten. Allein der Glaube bildet die Schutzmauer zur Pervertierung der Ordnung. Wo er aber fehlt, da ersteht das Chaos und wenn wir die Zeichen Gottes nicht mehr verstehen, dann greift er in seinem Zorne ein und spricht in gewaltigen Taten zu uns. Das ist der Sinn dieses grossen Schweizerromans von Maurice Zermatten, in dem wir einen Seher und kraftvollen Gestalter seiner Gesichte kennen gelernt haben, einen Deuter der Volksseele seiner engern Heimat und zugleich der göttlichen Ordnung im Bereiche menschlichen Tuns.

Die deutsche Uebersetzung des Romans erscheint im nächsten Jahr im Atlantis-Verlag Zürich.

Walter Kern

Deutsche Dichtung 1940

Die im deutschen Reich anerkannten Schriftsteller geniessen meist eine beneidenswerte Publizität. Wie sich ein ganzer amtlicher Apparat mit der Produktion der als Seher und Künder ihres Volkes geltenden Dichter beschäftigt, mag man etwa in dem Büchlein „Die Welt des Buches"[1]) nachlesen, besonders in dem Kapitel „Die staatliche Welt des Buches". Daneben wird in Zeitschriften wie etwa Will Vespers „Neuer Literatur" oder in kleinen Handbüchern wie Franz Lennartz' „Die Dichter unserer

[1]) Eine Kunde vom Buch. Herausgegeben von Hellmuth Langenbucher. Ebenhausen bei München (1938).

Zeit" (Leipzig 1938) und in Gesamtdarstellungen wie z. B. Norbert Langers „Die deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg" (Karlsbad 1940) dem Publikum immer wieder die Bedeutung einer jungen deutschen Dichtung vor Augen geführt und werden noch wenig bekannte Autoren mit ihren Lebensläufen und Werkverzeichnissen vorgestellt. In jüngster Zeit sind zudem zwei stattliche Sammlungen „zeitgemässer" Erzähler erschienen, die einen aufschlussreichen Blick in die Tendenzen der reichsdeutschen Dichtung von heute gestatten. Die beiden Anthologien sind nach Kriegsausbruch erschienen, ergänzen sich aber in interessanter Weise, da sie bei aller Gemeinsamkeit doch verschiedenen Geistes sind.

„Erzähler der Zeit", herausgegeben von Karl Seibold[2]), ist eine Sammlung der Beiträge von 41 Schriftstellern strenger Observanz; es sind ältere und jüngere, aber alle einig im Bekenntnis zum neuen Reiche und seiner geistigen Welt. In den im Anhang verzeichneten Personalien ist wenn immer möglich die Angabe enthalten, wie sich der Verfasser als Front- oder Freikorpskämpfer, im volksdeutschen Kampf oder wenigstens als früher Anhänger der Bewegung betätigt habe. Auch wird häufig mit Befriedigung auf zeitweilige oder noch andauernde Uebung eines Handwerks hingewiesen. Unter den Dichtern finden sich Berufe wie Hilfsmechaniker, Bauer, Skilehrer, Gärtner, Installateur. Entsprechend wollen die Dichter ihr Werk durchaus und einzig auf ihre völkische Gemeinschaft bezogen wissen.

„Deutsche Art", „Völkisches Schicksal", „Neue Lebensordnung" sind die drei Untertitel, unter denen die Erzählungen gruppiert sind. Deutsche Art — sie wird gespiegelt im generationenlangen Ringen um den Ertrag des Bodens, sie wird erkannt als unerschütterliche Treue in Liebe und Beruf oder als Leidenschaft im Wirken für Land und Volk und als Bewusstsein von der Verpflichtung gegen die Ahnen. Interessanter das „völkische Schicksal", das in seinem Gang von Widukind bis Seyss-Inquart durch eine lange Reihe historischer Novellen illustriert wird. Thema ist zunächst die völkische Defensive: der Kampf um die Erhaltung des deutschen Blutes (der z. B. Widukind bewegt, das Opfer der Unterwerfung zu bringen), der Kampf gegen eindringende Franzosen oder Ungarn, der Kampf für das Deutschtum in Polen oder Amerika, und schliesslich die nationalsozialistische Bewegung. Aber über die Ideologie vom Volk ohne Raum und vom Deutschen, der in den „Zweimeterstall des mittleren Europa" gesperrt ist, erhebt sich der „Ruf zum Reich", der von Natur grenzenlose Traum vom Imperium. Beides, das Hängen an der Scholle und die imperiale Sehnsucht, ist nicht ohne Gegensatz. Den Gegensatz als deutsche Tragik aufzuweisen, unternehmen zwei Beiträge (von Wilhelm Schloz und Hubert Mumelter); am Gegenüber von Heinrich dem Löwen und Barbarossa sind diese Komponenten deutscher Geschichte übrigens auch schon in dem historischen Roman Werner Beumelburgs „Kaiser und Herzog" dargestellt worden. Die historischen Erzählungen enthalten Stellen, die in diesem Zusammenhange nicht ohne aktuellen Reiz sind. So

[2]) Deutscher Volksverlag, München 1939. Jetzt in 2. Auflage.

etwa die pathetische Szene (bei Gerhard Eschenhagen), da sich der Freiherr vom Stein dem Zaren Alexander verbündet, um die übermächtige Allianz „des deutschen Kerns und der russischen Masse" zu verwirklichen. Der Zar opfert auf Steins Rat die heilige Stadt Moskau, Stein opfert mit dem Brand Moskaus bewusst 200 000 junge Deutsche, die in der Folge des Brandes mit der grande armée untergehen werden. Ein bedenkliches Pathos, das solche mehr als tragischen Situationen auszumalen liebt! Wie harmlos und menschlich wirkt daneben etwa die Versicherung, die in einer himmelblauen Erzählung von einem deutsch-französischen Studentenskilager (Sepp Dobiasch) einmal abgegeben wird: „Wir gehen über den Kreis unseres eigenen Volkes nicht hinaus. Wir wollen keine imperialistischen Eroberungen machen."

Und die neue Lebensordnung? Es ist nicht zufällig, wenn das erste Stück dieser Gruppe (Wolf Justin Hartmann) die Schilderung vom Sterben verwundeter Soldaten im schlammigen Granattrichter enthält. Eine neue Bekanntschaft mit dem Tode liegt dem neuen Leben zugrunde. Heldentum, Heidentum und Gemeinschaft, das sind im Uebrigen die Pfeiler dieser Ordnung. Das Heldentum freilich nicht nur des germanisch-niedersächsischen Recken oder des Soldaten findet seine Schilderung, sondern auch das stille Heldentum, wie es treue Beamte oder tüchtige Arbeiter in Hingabe und Selbstüberwindung leisten. Die neue, diesseitsbewusste Lebensgestaltung verlangt eine „deutsche Geistesfreiheit" (Seibold im Vorwort) — und damit wird, wenn auch nur in historischem Gewande, Front gemacht gegen die christliche Kirche und ihre Vertreter, in oft etwas billiger Weise. Beides aber soll im Dritten geeint sein: im Leben der Volksgemeinschaft. In diesem Sinne wird erzählt von guter Kameradschaft nicht nur im Krieg, sondern auch beim Skifahren und Segelfliegen, im Fabrikbetrieb oder im Arbeitsdienst und beim Gemeinschaftswerk des Brückenbaus einer Reichsautobahn.

Der neue Lebensstil wird nun allerdings von den verschiedenen Dichtern mit verschiedenen dichterischen Mitteln umschrieben. Beliebt ist, nach den Vorbildern von Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer oder Friedrich Griese, ein sachliches, wortkarg-unbeholfenes Reden, das entweder an der nordischen Saga, an der altdeutschen Chronik oder an der Rede des Bauern geschult ist. Die Tugend der Schweigsamkeit erscheint einmal geradezu als Thema einer Erzählung von deutscher Art (Fritz Nölle). Vielfach findet sich aber auch das Gegenteil, besonders bei den Berichten zur Gegenwart: eine in der Art studentischen oder soldatischen Umgangstons forsche, sogenannt „zackige" Redeweise (z. B. Wilhelm Pleyer lässt seinen Helden sagen: „Ein Mädel her und Kinder her! Man soll sie ohne Verantwortlichkeitskomplexe in den Kampf hineingebären, heldisch bis in die Bettstatt!"). Daneben fehlt wie gesagt auch nicht die pathetische oder, im einzigen Beitrag einer Frau (Luise Meineck-Crull), die sentimentale Nuance. Und erfreulicherweise auch nicht die zuchtvolle und behutsam-spröde, von Stifter kommende Sprache im Beitrag Franz Tumlers.

Dass nun die Tätigkeit nicht aller jungen deutschen Dichter ausschliesslich von den völkischen Belangen bestimmt ist, mag eine zweite Sammlung erweisen: „1940. Junge deutsche Prosa"[1]), herausgegeben von Wolfgang Weyrauch. Bis auf einen einzigen Autor sind hier andere Namen vertreten; bis auf drei Dichter zählen alle weniger als vierzig Jahre. An bekannteren Vertretern seien Paula Grogger oder Josef Leitgeb genannt. In den hier gebotenen Erzählungen geht es stofflich nicht unmittelbar um deutsche Art und deutsches Schicksal. Wir finden keine politischen und keine Kriegsgeschichten, wenig von Blut und Boden, dafür manches, was von „privaten" Schicksalen der Seele erzählt. Trotzdem mag auch hier das Suchen einer neuen deutschen Lebensordnung im Hintergrunde stehen, nur wird sie nach alter Weise und altem Recht im Wirklichen und dann erst im Deutschen gesucht. Es gibt ja dichterische Sphären ausserhalb des unmittelbar völkischen Lebens, ohne dass damit gleich der Standpunkt des „l'art pour l'art, des ästhetischen Idealismus oder Weltbürgertums", den Seibolds Vorwort bekämpft, eingenommen wäre.

Es ist reizvoll, in welcher Weise hier die Dichter zum Wirklichen und zum Wunder des Echten und Lebendigen führen. Noch immer ist es beispielsweise das Wunder der Kindheit, das hier selbst ganz junge Dichter beschäftigt. In einem Bande deutscher Prosa mit dem Titel „1940" würde man kaum eine fast stifterisch anmutende Erzählung von zwei Kindern erwarten, die vom Regen überrascht sind und aus ihrem Versteck erschüttert das Schicksal eines kleinen vergilbten Blattes verfolgen und „heimlich ein Stück reicher werden an Schwermut" (Eduard Zak). Und es gibt sogar noch den dichtenden württembergischen Pfarrherrn, der eine harmlose Schulgeschichte mit echt süddeutschem, harmlos-liebenswürdigem Humor erzählt (Albrecht Goes). Aber das Unmittelbare kann auch im Elementaren und Urtümlichen wiedergegeben werden. Zu den stärksten und bedeutendsten Stücken gehört Emil Belzners „Heidnische Prozession", die grosse Schilderung eines wilden, Mensch und Tier orgiastisch vermengenden Bittgangs um Regen; sie ist das an Ramuz erinnernde Stück eines auf Irland spielenden Romans. Andere Beiträge (Martin Kessel, H. G. Rexroth) befassen sich in romantischer Weise mit den Nachtseiten der menschlichen Natur; aktueller und in neudeutschem Sinne elementar ist aber die extreme Erdmystik, die nach der Art Friedrich Grieses sich in der Erzählung Otto Hermanns ausspricht: Ein Mann hat eine Rachetat vor, sucht aber im Moore den Tod. Mit seinem hinterlassenen Kleid überkommt einen andern der magische Zwang, den rächenden Totschlag auszuführen und dann selber ins Moor zu gehen, um dem Toten die nun vollendete Tat zu bringen.

Besonders aufschlussreich ist vielleicht, welche Behandlung hier das ewige Thema der Liebe zwischen Mann und Frau erfährt, in der sich ja am geläufigsten das Wunder der menschlichen Seele und eines erfüllten Daseins alltäglich und doch geheimnisvoll ereignet — und zwar

[1]) Verlag F. A. Herbig, Berlin 1940.

den.
B
ew

zunächst wohl ohne völkisches Interesse! Fast ein Drittel der gebotenen Stücke sind Liebesgeschichten. Thematisch überholt dürfte Karl Zimmermanns Erzählung sein; sie stellt in etwas widerlicher Weise ein unbekümmertes junges Mädchen zwischen einen tierhaft gesunden Bauern und einen lebensschwachen Gelehrten, der an der Widersacherschaft von Geist und Seele schliesslich scheitert und umkommt, nachdem er mit enthusiastischen Worten die Vitalität seines Nebenbuhlers gepriesen hat. Wesentlicher ist das gleich fünf mal behandelte Problem, das sich aus dem eventuellen Vorrecht des Elementaren selbst über das Sittliche ergibt, m. a. W. das alte Problem einer durch die Echtheit der Leidenschaft geheiligten Untreue oder Unehre. In zwei Varianten des Themas vom Mann zwischen zwei Frauen ist der Sieg der stärkeren Leidenschaft über die alte, erkaltete Liebe gegeben (Karl Bahnmüller, Werner von Grünau), einmal umgekehrt die Widerherstellung der wahren Treue und Unschuld gerade durch die Versuchung (Wolfgang Weyrauch). Bei zwei andern Erzählungen ist es der Krieg, der das Konventionelle aufhebt: in echter Weise führt hier ein Gemeinschaftserlebnis den Dichter zum Tasten nach neuer Wertordnung. Die Hingabe eines Mädchens an einen zufälligen jungen Soldaten am Vorabend der todbringenden Schlacht macht in heikler Weise Ernst Wilhelm Eschmann zum Thema. Glaubhafter ist die Ueberwindung des Ueblichen in dem sehr schönen Beitrag Josef Leitgebs „Nach zwanzig Jahren". Hier ist es, nach dem Zusammenbruch von 1918, die Braut eines Soldaten, die, selber darüber verwundert, sich zugleich einem andern zu schenken vermöchte; dieser allerdings hält dem Unbekannten die Kameradschaft des Soldaten, während die Frau durch eine verirrte Kugel des Bürgerkriegs den Tod findet.

Die Vielfalt der dichterischen Persönlichkeiten, Motive und Sprachen, ist in dieser zweiten Sammlung naturgemäss grösser — die Welt Homers ist beispielsweise ebenso vertreten wie die E. A. Poes, J. P. Hebels ebenso wie Heinrich von Kleists. „Die jungen deutschen Schreiber", sagt der Herausgeber, „speisen sich aus der Fülle, aus der Mannigfaltigkeit..." Ob freilich Mannigfaltigkeit hier auch Fülle bedeutet, darauf käme es an. Wer die Einung aller deutscher Dichter in politisch-völkischer Sicht verlangt, der dürfte solch individuelle Verschiedenheit nicht ohne weiteres begrüssen. Dem Leser ausserhalb des Reiches ist allerdings schon die Mannigfaltigkeit wertvoll. Entsprechend wird auch das Urteil über die Rolle des Dichters in gegenwärtiger Zeit verschieden ausfallen. Jedenfalls scheint uns der Erfolg dieser Dichter überzeugender dort, wo sie sich „um den Fortgang des Inwendigen kümmern", als wo sie sich auf ihre politische Sendung versteifen. **Max Wehrli.**

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Inseratenverwaltung Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland